Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte / Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen

Herausgeber: Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen

Band: 5 (1884)

Artikel: Ueber das Schweizerische Idiotikon

Autor: Schenkel, J.J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-840998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber das

Schweizerische Idiotikon.

Vortrag

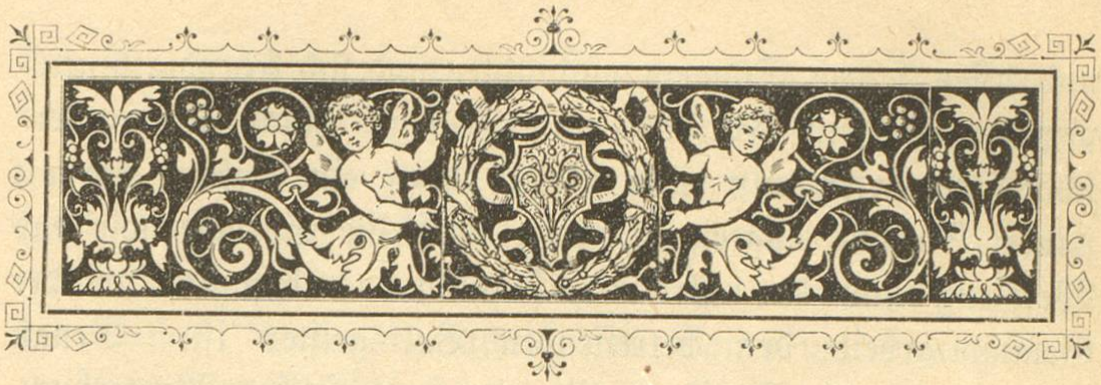
gehalten

in der Schaffhauser Kantonal-Lehrerkonferenz

von

J. J. Schenkel,

Pfarrer am St. Johann in Schaffhausen.



Ueber das

Schweizerische Idiotikon.

Vortrag, gehalten in der Schaffhauser Kantonal-Lehrerkonferenz, von J. J. Schenkel, Pfarrer am St. Johann in Schaffhausen.

I.

Idiotikon leitet sich ab von dem griechischen Wort idios, d. h. eigenthümlich, sonderlich geartet. Eines Stammes mit idios ist das Wort eidos, Bild, Gestalt. Jede Nation hat zum Unterschied von andern Nationen ihr besonderes geistiges Gepräge und diese ihre Eigenartigkeit tritt uns am deutlichsten und vollständigsten entgegen in ihrer Sprache. Volk und Sprache sind Eins. Wer die Sprache eines Volkes lernt, der schaut ihm ins Herz, in die Werkstätte seiner geheimsten Gedanken, der lernt den Menschengeist kennen in der Gestalt, die derselbe nun gerade bei dieser Nationalität, sei es ursprünglich oder sei es im Laufe der Zeiten angenommen hat; er studirt die betreffende Volkspsyche. Wer die Sprache eines Volkes durch und durch verstände, der verstände auch seine Geschichte, der überschaute den gesammten geistigen Erwerb, den dasselbe während der Jahrhunderte seines Bestehens angesammelt hat, der könnte alle seine Freude

und allen seinen Schmerz nachfühlen und sich lebendig hineinversetzen in sein Fürchten und Hoffen. Auch alle wissenschaftliche Erkenntniß eines Volkes hätte ein Solcher sich mit seiner Sprache angeeignet, eben weil die Sprache wie das Werkzeug und das Produkt, so auch das Repositorium der Gesammtarbeit des betreffenden Volksgeistes ist. Genau genommen wäre somit z. B. ein französisches Wörterbuch, wofern es seinem Ideal vollständig entspräche, nicht mehr und nicht weniger als ein treues Abbild der französischen Nation, eine Encyklopädie alles französischen Fühlens, Denkens und Wissens, und, wenn das französische Volk ins Auge gefaßt wird in seinem Verhältniß zum ganzen menschlichen Geschlecht als besondere Spezies des Genus homo, ein Idiotikon im umfassendsten Sinne des Wortes, weil es uns die französische Idiotes oder Eigenartigkeit, die geistige Volksgestalt speciell der Franzosen, oder wie man sich auch ausdrücken dürfte, die Idee der Menschheit unter französischer Bestimmtheit mit mehr als photographischer Treue zur Anschauung brächte. In diesem umfassenden Sinne hat freilich noch niemals ein Mensch sich eine Sprache angeeignet, auch ein Littré die französische, auch ein Jakob oder Wilhelm Grimm die deutsche nicht. Auch hinsichtlich der Sprache bleibt das menschliche Wissen Stückwerk.

Der Ausdruck Idiotikon wird jedoch regelmäßig in engerem Sinne gebraucht. Jede Nation scheidet sich in verschiedene Stämme oder sonstige Volkstheile, die zwar am Gesammtleben der Nation theilnehmen und darum sich der allgemeinen nationalen Sprache bedienen, die aber doch wieder theils durch besondere geschichtliche Entwicklung, theils aus geographischen Gründen innerhalb der Gesammtnation ihr specifisches Gepräge erhalten haben. Der Deutsche an der Nordseeküste ist ein anderer Deutscher sowohl dem Stamm

und der Geschichte, als dem Wohnort und den durch diesen bedingten Lebensgewohnheiten nach als der Deutsche im Hochgebirge. Wiederum unter den Bewohnern eines und desselben sonst gleichartigen Gebietes, etwa der norddeutschen Tiefebene, welche Unterschiede zwischen dem Städter und dem Bewohner des flachen Landes, zwischen dem Bauer und dem Fischer, zwischen dem Marschbauer und dem Geestbauer; bei uns in der Schweiz etwa zwischen dem abgeschlossenen Oberwalliser und dem mitten im lebhaftesten Weltverkehr wohnenden Zürcher oder Thurgauer. Entsprechend diesen Differenzen nach Stamm, Wohngebiet, Geschichte, Beschäftigung ꝛc. sondert sich die Sprache in Mundarten oder Dialekte und nur dieser Art von sprachlicher Besonderheit, der Mundart, widmet sich das Idiotikon; nur sie versucht es in möglichster Vollständigkeit schriftlich zu fixiren. Das schweizerische Idiotikon hat es demnach zu thun mit der Sprache der deutschen Schweizer. Dieselbe nach allen ihren Nüancen und mit ihr, durch sie die geistige Eigenthümlichkeit der Deutschschweizer zur Darstellung zu bringen, stellt es sich zur Aufgabe. Für diejenigen, welche die stolze Meinung hegen, wir Schweizer seien eine Nation, liegt eigentlich in der Benennung „schweizerisches Idiotikon" eine politische Ketzerei. In dieser Bezeichnung ist es nämlich unmittelbar mit ausgesprochen, daß wir Schweizer eben keine Nation, sondern nur die politische Vereinigung von Bruchstücken dreier Nationen sind, daß insbesondere wir Deutschschweizer lediglich die deutsche Nationalität in ihrer specifisch schweizerischen Ausprägung repräsentiren; eine geschichtlich gegebene Thatsache, die kein Schwabenkrieg, kein westphälischer Friede und kein Bundesbeschluß zu ändern vermochte noch vermag.

Dennoch aber, wie die politische Stellung der Schweizer, gleich derjenigen der holländischen Deutschen, eine selbstständige

geworden ist, so kommt auch dem Schweizerdeutsch eine höhere Bedeutung zu als irgend einer anderen deutschen Mundart. Es ist ein Dialekt und doch auch wieder mehr als nur Dialekt. Schon sprachgeschichtlich. In ihm hat sich die mittelhochdeutsche Sprache, wie sie im Nibelungenlied, bei Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg und allen den Koryphäen jener großen Blüthezeit deutscher Literatur erscheint, noch in merkwürdiger Unveränderthеit — verhältnißmäßiger natürlich! — erhalten. Gewissermaßen ist das Schweizerdeutsch eine großartige Reliquie aus den Hohenstaufentagen, wo die Führung des deutschen Volkes, die politische wie die geistige, bei den Oberdeutschen stand, wie jetzt umgekehrt bei den Niederdeutschen. Sodann hat die politische Selbständigkeit, in welcher die Schweiz seit ihrer Abtrennung vom deutschen Reich nun seit mehr als drei Jahrhunderten dasteht, sich doch unverkennbar auch in der Sprache der Deutschschweizer geltend gemacht. Insbesondere aber unterscheiden wir Schweizer uns dadurch, was die Sprache anbelangt, von andern Deutschen, daß bei uns alle Stände und Volksklassen, Bürger und Bauern, Gelehrte und Ungelehrte, Regierende und Regierte, Arm und Reich, sich des nämlichen Idioms bedienen, während überall in Deutschland der Gebildete sich der Schriftsprache und nur der gemeine Mann sich des Dialektes bedient. Ein Escher von der Linth in Zürich sprach eben schwizerdütsch wie der letzte Urner Aelpler im hintersten Maderaner- oder Göschener Thal. In Folge hievon mußte nothwendig die Schweizersprache reicher und gehaltvoller bleiben; diente sie doch als Organ, mittelst dessen Leute aus den verschiedensten Lebensgebieten, unter ihnen Männer von weitestem geistigen Horizont, Staatsmänner, Gelehrte, weitgereiste Kaufleute, hochgebildete und feinfühlende Frauen, ihre Gedanken und Empfindungen tagtäglich aus-

sprachen. Wo der Dialekt nur den niederen Lebensgebieten dient, muß er unausweichlich verarmen. Die hervorragende Bedeutung unserer Schweizersprache gibt sich sofort jedem zu erkennen, der das Grimm'sche Wörterbuch durchblättert und die Rolle vergleicht, die dort andern deutschen Mundarten, der fränkischen, schwäbischen, bayrischen, ja selbst der doch von Millionen gesprochenen plattdeutschen oder niedersächsischen im Vergleich mit der unsrigen zugewiesen ist, nicht aus Willkür oder zufälliger Vorliebe natürlich, sondern weil die Sprachforscher durch die Sachlage sich so zu verfahren genöthigt sahen. Kein anderer deutscher Dialekt wird so häufig beigezogen, um Geschichte oder Bedeutung eines Wortes klar zu legen wie das Schweizerdeutsch, keiner bot so reiche Ausbeute. Man beachte, wie oft, neben den schweizerischen Lexikographen Maaler, Frisius, Stalder, Tobler, aus alter Zeit die Murner, Keisersberg, Fischart u. s. f., aus neuer Zeit die Hebel, Jeremias Gotthelf u. A. angeführt werden. Neben Luther, der unbestritten im deutschen Wörterbuch die erste Stelle einnimmt, wie es bei diesem wunderbaren Sprachgenius nicht anders sich erwarten läßt, neben dem Simplicissimus, Göthe und Schiller boten die Schweizerliteratur und der Schweizer Volksmund den reichsten Citatenschatz dar. Der Altmeister Jakob Grimm sagt von unserer Sprache: „Stalders schweizerisches Idiotikon würde eine treffliche Arbeit heißen, wäre nicht die von Schmeller ihr nachgefolgt, mit dessen Gelehrsamkeit und Sprachtalent der Luzerner sich eben so wenig messen darf als an Reichthum und Gehalt die bayrische Volkssprache mit der schweizerischen. Diese ist mehr als ein bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt. Noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr

vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig andere gleich." — Ist erst einmal das neue schweizerische Idiotikon weiter vorgerückt, so wird diese unerschöpfliche Fundgrube von den Bearbeitern des deutschen Wörterbuches noch weit mehr ausgebeutet werden, als es hinsichtlich dessen, was ihnen bis jetzt von unserer Volkssprache zugänglich war, durch sie geschah.

Ein Blick in das Idiotikon kann in der That als Beleg dienen, wie Recht Jakob Grimm hat, wenn er von dem „gewaltigen Sprachhort der Deutschen" redet. Ebenso gilt wohl auch von unserem Idiotikon, wenn auch nur in bedeutend verkleinertem Maßstab, was der ideal gerichtete Sprachmeister als Bestimmung seines Wörterbuches hinstellt: „Es soll ein Heiligthum der Sprache sein, das ihren ganzen Schatz bewahrt, allen zu ihm den Eingang offen hält. Das niedergelegte Gut wird ein hehres Denkmal des Volks, dessen Vergangenheit und Gegenwart sich in ihm verknüpfen." „Die Grammatik, schreibt Grimm weiter, ihrer Natur nach ist für Gelehrte, Ziel und Bestimmung des allen Leuten dienenden Wörterbuchs sind neben einer gelehrten und begeisterten Grundlage nothwendig auch im edelsten Sinne praktisch. Auch ist gar keine Noth, daß allen alles verständlich, daß jedem jedes Wort erklärt sei, er gehe an dem unverstandenen vorüber und wird es das nächste Mal vielleicht fassen. Nenne man ein gutes Buch, dessen Verständniß leicht wäre und nicht einen unergründlichen Hintergrund hätte! Das Wörterbuch insgemein führt so schweren Stoff mit sich, daß die Gelehrtesten bei Manchem verstummen oder noch nicht rechten Bescheid wissen.

Auf zahllosen Stufen dürfen auch die anderen Leser bei Seite lassen, was ihres Vermögens nicht ist, in ihren Gesichtskreis nicht fällt, oder was selbst sie abstößt. Leser jedes Standes und Alters sollen auf den unabsehbaren Strecken der Sprache nach Bienenweise nur in die Kräuter und Blumen sich niederlassen, zu denen ihr Hang sie führt und die ihnen behagen. Fände bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen? Die Mutter würde gerne zuhören. Frauen, mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem." — Hochidealistische Erwartungen, denen nur ein deutscher Gelehrter sich hingibt und die sich unmöglich erfüllen konnten. Wie sollte ein zwanzig- bis dreißigbändiges Werk in Großlexikonformat, ein Werk, das hunderte von Mark kostet und von Worten in gothischer, angelsächsischer, slavischer, lateinischer, griechischer Sprache wimmelt, von Hebräisch und Sanskrit gar nicht zu reden, jemals zu einem Familienbuch werden! Vom schweizerischen Idiotikon ließe sich in so hohem Stil überhaupt gar nicht reden. Dasselbe nimmt neben dem Grimm'schen Riesenwerk nur eine bescheidene Stelle ein und verhält sich zu jenem ungefähr wie die Schweiz zum deutschen Reich, oder wie ein bürgerliches Haus zu einem gothischen Dom. Einen Vorzug aber darf es wohl für sich in Anspruch nehmen: es ist

frischer und kurzweiliger zu lesen als das mit gewaltiger Gelehrsamkeit ausgestattete deutsche Wörterbuch, bei welchem das allbekannte Merkmal der Vornehmheit, die Langweiligkeit, zuweilen etwas gar zu grell hervortritt. Das deutsche Wörterbuch beruht vorwiegend auf Büchern, es enthält fast nur Gedrucktes; das Idiotikon ist fast größtentheils dem lebendigen Volksmund abgelauscht und von diesem seinem Ursprung her hat es etwas Lebendiges, Unmittelbares, das Gemüth Ansprechendes; es „erdküstelet". Der gelehrte Apparat fehlt ihm dabei doch auch nicht. Die schweizerische Literatur alter und neuer Zeit ist gründlich durchgearbeitet worden; die Weisthümer und Urkunden des Mittelalters, die Chroniken von Tschudi, Stumpf, Anshelm, Edlibach, die Werke Zwinglis, seiner Mitarbeiter und Gegner, die zahllosen Flugschriften der Reformationszeit, Predigten und Erbauungsbücher des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Volkslieder und Fastnachtsspiele, Eidgenössische Abschiede, die Schweizergeschichte des Johann von Müller, die Dichter und Volksschriftsteller der neueren und neuesten Zeit: ein Pestalozzi, Hebel, Wyß, Usteri, Korrodi, Gotthelf und wie viele Andere haben ihre Beiträge liefern müssen. Die Ergebnisse der zu so hoher Blüthe gelangten germanischen Studien und der neuen Sprachforschung überhaupt wurden bei Sichtung und Verarbeitung des unermeßlichen Stoffes, der sich aus allen Gebieten der deutschredenden Schweiz und selbst aus dem kleinen deutschen Sprachinselchen im Pomat-Thale nach und nach gesammelt und gewissenhaft verwerthet.

Es liegt Ihrem Referenten nunmehr die Aufgabe ob, charakteristische Proben aus dem Idiotikon herauszuheben und zusammenzustellen, und hiedurch den Beweis zu leisten, welch reicher Gewinn für Sprach- und Volkskunde sich diesem Schatze entnehmen läßt von Jedem, der sich nur die geringe

Mühe geben will, ein wenig tiefer in denselben einzudringen, eine Mühe, die bei einiger Ausdauer zu lauter Vergnügen wird.

Am liebsten hätte ich nur eine einzelne Seite des Volkslebens behandelt, und zwar die uns als Lehrern zunächst liegende, das Gebiet der Erziehung in Haus und Schule. Wäre die Herausgabe des Idiotikons schon weiter gediehen, auch nur bis zu einem Drittheil des Ganzen, so würde sich hiefür Stoff in Fülle bieten. Leider aber sind bis jetzt nur die ersten Hefte erschienen. Gerade die maßgebenden Wörter: Kind, Vater, Mutter, Jugend, Haus, Schule, Lehrer, lernen, Spiel u. s. f. fehlen. Nothgedrungen mußte ich also, um die Bedeutung des Idiotikons zur Anschauung zu bringen, verschiedene Lebensgebiete berücksichtigen, wodurch denn meine Arbeit unvermeidlich ein etwas buntscheckiges Aussehen erhielt, um so mehr, da auch hiefür immer nur Bruchstücke vorlagen. Immerhin genügte das Vorhandene für meinen Zweck. Vieles ließ sich aus dem Grimm'schen Wörterbuch ergänzen, Manches habe ich aus der eigenen Lektüre oder aus Selbstvernommenem hinzugefügt, wobei ich nur bedaure, daß ich nicht alle die bezeichnenden Dikta aus dem Volksmund, die mir während meiner Amtsführung schon vorkamen, sofort „ase frisch" notirt habe. Es hätte sich so mit leichter Mühe eine ganz interessante Sammlung anlegen lassen. Geflügelte Worte, wie das jener alten Thäynger Frau, die von einer dummen Antwort erzählte, die sie einst in der Kinderlehre zu allgemeiner Heiterkeit gegeben und dann hinzufügte: „O, ich ha mi au gschämt! Ich ha gmont, ich göng bis a d'Büni uje!" lassen sich, wenn nicht alsbald schriftlich fixirt, einmal entflogen so wenig mehr zurückrufen als die Schneeflocken des vorigen Winters.

Zwei Bemerkungen seien noch vorausgeschickt. Ich bin sonst nicht gerade, was man so nennt, ein enragirter Schweizer. Oft schon wollte mir der Gedanke zu schaffen machen, ob wir uns denn, Alles in Allem gerechnet, zu dem Ergebniß der Dornacher Schlacht, der vollständigen Losreißung vom deutschen Reich, so sehr Glück zu wünschen haben. Aber ich gestehe, unter meiner Arbeit habe ich nicht wenig Respekt bekommen vor unserem Schweizervolk. Mag es sein, daß wir ein etwas gar zu nüchternes, prosaisches Geschlecht sind: in unserer Sprache sprudelt doch ein Quell echter Poesie neben allem Hausbackenen, das sich auch da nicht verleugnet. Unsere Volksindividualität zeigt vielleicht mehr als eine nicht gerade anmuthende Seite, für hervorragend dichterisch beanlagt geben wir uns nicht aus, ernstforschenden Tiefsinn wird uns kaum Jemand nachrühmen, das aber wird Jeder, der das Idiotikon durchgeht, anerkennen müssen: helle Augen und klaren Verstand hat dieses Schweizervolk, scharf auffassende Beobachtungsgabe, Humor und Mutterwitz fehlen ihm keineswegs, das Gemüthsleben tritt hinter dem verständig Ueberlegenden und Berechnenden vielleicht zu sehr zurück, aber dabei liegt im echten Schweizerwesen doch auch wieder etwas Heimeliges und Kindliches, das sich schon in den unzähligen Deminutivformen unserer Sprache zu erkennen gibt. Dem Kern nach sind die Schweizer trotz Allem und Allem dennoch ein gesundes Volk, dem es wohl ist in seiner Haut. Leider hat es den Anschein, als sei dieses Gesundheitsgefühl sammt den so eben gerühmten Tugenden, ähnlich wie unsere Sprache, eher im Rückgang begriffen. Der ewige Parteihader mit allem, was drum und dran hängt, frißt uns am Leben.

Und die zweite Bemerkung. Ich muß zum Voraus um Verzeihung bitten, namentlich auch die anwesenden Lehrerinnen, wenn zuweilen etwas derbe, nicht ganz salonfähige Ausdrücke

vorkommen sollten. Etwas Kölnisch Wasser im Vorrath dürfte nichts schaden. Das Volk nimmt eben kein Blatt vor den Mund und mit dem Volk in Haus und Hof, in Scheune und Stall, in Wald und Feld, auf Wiesen und Alpen, im Hangarten und hinter dem Wirthstisch haben wir es hier zu thun, ihm schauen wir, mit Luther zu reden, ins Maul. Da kann es denn nicht fehlen, daß der Dialog zu Zeiten etwas saftig wird. Die Herausgeber des Idiotikons thaten durchaus wohl daran, daß sie diese Seite am schweizerischen Volksbild nicht verhüllten. Sie gehört wesentlich mit zur Charakteristik. Einiges gar zu Rohe hätten sie füglich unterdrücken dürfen. In meinem Referate mußte ich noch strenger ausscheiden, doch ganz tilgen durfte ich diesen Zug nicht. Erschrecken Sie aber nicht zu sehr! Hoffentlich kam ich nirgends zu nahe an die Grenze. Auf der andern Seite kann man die Zimperlichkeit auch übertreiben. Es gibt eine außen geschniegelte Hyperkultur, die inwendig um ein gutes Stück unsaubrer ist als die plumpe Derbheit des gemeinen Mannes. Ich meinerseits gestehe unverholen, daß mir das Sentimentale weit apathischer ist als das Massive, und von Sentimentalität, dieser eckelhaften Seuche, findet sich im Schweizervolk, wenigstens so weit sich dessen Charakterbild im Idiotikon wiederspiegelt, auch nicht die Spur. Den Ton meines Referates entschuldige ich nicht. Sollte dasselbe nicht gar zu trocken ausfallen, so mußte dem Scherz ein Plätzchen eingeräumt werden. Den Ernst, der hinter dem Scherze sich verbirgt, wird der aufmerksame Hörer deßhalb nicht verkennen.

Doch nun genug des Einführens und endlich zur Sache. Wir befolgen dabei den Rath Rückerts:

„O leset von dem Grunde die einzelnen Hälmlein auf,
Und traget sie zu Bunde, und traget sie zu Hauf!“

II.

Man erwartet ohne anders, ein Volk, dessen Land so reich ist an Naturschönheit wie die Schweiz, werde auch in seiner täglichen Rede, in Spruch und Reim einen außergewöhnlich geweckten Natursinn bekunden. Was bis jetzt vom Idiotikon erschienen, bestätigt diese Erwartung keineswegs. Schützenfestredner mögen hohe Worte machen von schimmernden Firnen, im Alltagsleben des Volkes spielt Begeisterung für die schöne Natur eine höchst bescheidene Rolle, wenn nämlich darunter die romantische Schönheit, die der Wasserfälle, Seen und Gletscher verstanden wird. Zwar jener Geizhals bei Stutz wird hoffentlich wenig Gesinnungsgenossen zählen, dem der Anblick der Abendröthe den Seufzer entlockte: „Großmächtigi Sunn, wie schön gohst abe! Ach, chönt-i der nu an dis Gold abschabe!“ aber trocken genug lautet es doch nicht selten. An das Rauschen der Eichen von Dodona oder an die goldenen Sicheln der alten Druidenpriester wird man sicherlich nicht erinnert, wenn ein schweizerisches Sprichwort ermahnt: „Vorener Eich und vorener feiße Su söll me de Hut abzieh!“ Wir vernehmen mancherlei Regeln für den Landbau, Wetterregeln u. dgl. wie: mached jung Heu und alt Emd, wenn er vil Milch wend; oder: vor Vrenetag g'ämdet, noch Vrene g'ämdelet; oder moralische Lehren aus Naturvorgängen gezogen wie: loß es Gras Heu ge und d'Stumpe Emd! d. h. laß Allem seinen natürlichen Gang — von einem tieferen Sichversenken in das Naturleben läßt sich wenig merken. Es klingt doch gar zu frostig, wenn vom August, dem traubenkochenden Sommermonat, nur gesagt wird, er sei der größte Dieb, weil in ihm die Tage schon spürbar kürzer werden, und nur der Form nach hübscher ist der andere Spruch: Im August häts hinder jedere Haselstude e Wetter. Hochpoetisch dagegen heißt es: d'Engel singed, wenn es Nachts

in den Bäumen rauscht und nicht minder poetisch ist die Angabe des Idiotikons: wenn bei schönem Wetter der Wind im blühenden Kornfeld Wellen schlug, sagte man: Die Engel fahren über das Feld und segnen es. Leider aber steht dieser letztere Spruch im Imperfektum. Hallers begeistertes Gedicht über die Alpen und was mehr guter Wille als Begeisterung etwa über den Rheinfall gedichtet hat, ist Kunstprodukt Einzelner. Das Volk redet anders. Mit „Alpen" bezeichnet es nicht die Hochgebirgszüge in ihrem Gesammtkörper und ebenso wenig die weißen Zackenreihen, die auf die Gebirgsthäler niederschauen, sondern nur die großen Weideflächen des Gebirgs mit dem anliegenden Wald. Gegen die unwirthlichen Theile des Hochgebirgs verhält es sich vollkommen gleichgültig. Letztere nennt es den „wilden Berg". Hier beiläufig: Alpen stammt nach dem Idiotikon nicht von albus, weiß. Abgesehen von den Lautverhältnissen — p nicht b — spreche gegen die Zusammenstellung von lateinisch albus mit Alpes eben der Umstand, daß das Volk bei Alp an das Grün der Berghalden, nicht an den ewigen Schnee der Gipfel denkt. Das Wort soll dem Keltischen entstammen, wo es Hochgebirge bedeute. So auch J. Grimm, der aber doch eine Verwandtschaft zwischen Alp und albus vermuthet. Aelpeln heißt im Schweizerdeutsch: nach Alpenwirthschaft riechen, älpelig, das Adjectivum davon: nach Alpenwirthschaft, mit andern Worten nach dem Kuhstall riechend oder aussehend, oft mit der unverkennbaren Nebenbedeutung der Unreinlichkeit. Wer schon im Falle war, durch unergründlichen Morast, in welchem als landschaftliche Staffage etliche Schweine sich wonniglich wälzten, ängstlich nach Schrittsteinen sich umsehend, auf die schmutzigen Räume einer Sennhütte zusteuern zu müssen, weiß ungefähr, was dieser euphemistische Ausdruck besagen will. Zur weiteren Illustration des Begriffs „älpeln" sei ein kleines Erlebniß

erzählt. Der Referent erstieg einst mit mehreren Freunden vom Weißbad aus das Wildkirchli und die Ebenalp. Diese letztere zeigte sich in weiter Ausdehnung schachbrettartig mit Kuhfladen bedeckt. Der Künstler, der dies Werk mit höchstem Fleiß vollbracht, saß in der Höhe der Alp von seiner Arbeit ruhend auf einem Felsblock in Gestalt eines Sennen, über und über bedeckt mit dem nämlichen Kraftstoff, doch nicht schachbrettartig, sondern in beinahe lückenloser Kontinuität vom Scheitel bis zu den Füßen, als hätte er eine ähnliche Operation vorgenommen wie weiland Held Sigfried mit dem geschmolzenen Fett des Drachen. Sprachlos vor Erstaunen über den unerhörten Anblick umstanden wir den Mann, er aber weidete sich eine Weile an unserem Entsetzen und meinte dann: „Schön bi i nit, aber gsund.“ — Als charakteristischer Beleg für die Naturbetrachtung des echten Schweizerbauern möge folgender Zug dienen: Der verstorbene Regierungsrath G., der sich ja zeitlebens mit Stolz zu den Bauern zählte, schaute einst mit Andern vom Rigistaffel auf die Prachtlandschaft des Vierwaldstätter-Sees hernieder. Die Gesellschaft war außer sich vor Entzücken über das unvergleichliche Bild, nur G. fand: es wäre doch viel schöner, wenn in der Tiefe da drunten anstatt der unfruchtbaren Wasserebene eine Kornzelg sich ausbreitete. So das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden! Kein Wunder, daß in den Augen des echten Klettgaubewohners sein geliebtes Thal den Schönheitspreis vor allen anderen Geländen davonträgt. Was die Schaaren jener Berner Oberländer, die in jüngster Zeit ihre Heimat mit den Ebenen des Mississippi vertauschten, drüben über dem Ocean am wenigsten vermissen, das sind ohne Zweifel die vielbewunderten Naturschönheiten des Gieß- und Reichenbachs, des Grindelwald- und Rosenlauigletschers, der Wengern- und Mürrenalp. Wenn ein verstorbener Basler Theologieprofessor

einst auf dem Rigi beim Anblick einer im Grase liegenden und behaglich wiederkauenden Schwyzerkuh in den Wunsch ausbrach: Ach, wer doch einmal ein paar Tage hindurch eine solche Rigikuh sein dürfte! so muß unentschieden bleiben, ob dies, dann allerdings etwas stark schweizerische, Prosa und Nüchternheit, oder aber umgekehrt ein bis zum Ueberschnappen gesteigerter Naturkultus war. Ich gestehe, daß in Berücksichtigung der betreffenden Gesammtpersönlichkeit die Waage sich mir eher zu Gunsten der ersteren Alternative neigt. Der einfache Hirte und Landmann der inneren Schweiz kann gar nicht begreifen, was denn die Fremdlinge an den öden Steinwüsten so bewundernswerthes finden. Die Bergführer stecken den reichen Lohn vergnügt in die Tasche, halten aber die Herren, die mit unendlicher Mühe Tödi oder Wetterhorn erklettern, um oben zwei Stunden lang um sich zu sehen und zu frieren, im Stillen einfach für Narren. — Wenn es mit dem Kunstsinn der Schweizer eine ähnliche Bewandtniß hätte wie mit ihrem Natursinn? Für einen gründlich realistischen Standpunkt zeugt es in jedem Fall, wenn die alten Berner in dem Affen seiner Nachahmungssucht halber den Anfänger der Kunst erblickten. Die Zunft „zum Affen" in Bern umfaßte ursprünglich die Steinmetzen, welche am Münster der Stadt die Inschrift angebracht haben: „Machs nach!" dann überhaupt Kunsthandwerker und Künstler jeder Art.

III.

Wir treten jetzt ein in die Häuser zu Stadt und Land und lassen auch hier das Idiotikon unseren Führer und Dolmetsch sein. Die Grundlage aller menschlichen Gemeinschaft, das Familienleben, fassen wir zuerst ins Auge. Die Ehe gilt unserem Volke als das, was das Wort besagt, als unauflöslicher Bund. E, verwandt mit Ewigkeit —

„von ewen zu ewen“ — ist in der Grundbedeutung Zeit ohne Anfang und Ende, dann Recht und Gesetz, das von jeher und für alle Zeit Bestehende, auch das göttliche Gesetz, die von Gott geoffenbarte Religion, die in seinem Namen eingesetzte Ordnung des religiösen Lebens; („das alte Testament oder die alte Ee“ lautete der Titel der Zürcher Bibel von 1560); endlich Ehe, das durch göttliches und menschliches Recht geregelte Verhältniß zwischen Mann und Weib. „Es heißt jo nit zur E gnu“ lautet eine Zurede an den, der Bedenken trägt, ein Versprechen zu geben oder einen Vertrag einzugehen. „Laßt eh hingohn den Lib zu grund, eh ihr brecht den ehelichen Bund“ — predigte einst H. Bullinger. Darum wird denn auch die Hochzeit festlich begangen; ein Tag gleicher Bedeutung kehrt im ganzen Leben nicht wieder. Man läßt etwas darauf gehen, lieber zu viel als zu wenig, nicht wie modernste Brautpaare, die nach der Civiltrauung etwa ins Hotel Laufen fahren, dort einen Liter Wein und ein halbes Pfund Käs bestellen und nachher wieder „heimetzue“ rutschen. Vieler Orten gibt man sich nicht zufrieden mit dem eigentlichen Hochzeitessen. Im Kanton Glarus werden acht Tage nachher die ledigen Freunde und Freundinnen, welche „gegabet“ haben ans „Eierischschmalz“ geladen, auch „Eier in Anke“ geheißen, eine Lustbarkeit, zu welcher besonders auch eine Fahrt zu Wagen gehört. Im Rheinthal wird dabei wohl auch auf dem Wagen geküchelt. Die Obrigkeiten eiferten gegen den Luxus, wie denn ein Rheinthaler Mandat von 1611 in scharfen Worten losfährt gegen „das unnothwendige Gefräß, so man nennt das Eier in Schmalz an den Hochzeiten.“ Es half nichts, wie billig. Entgegen dieser griesgrämischen obrigkeitlichen Anschauung halten wir es mit dem Luzerner Sprichwort: „Gäbs nüt Bösers als Eier i Anke!“ — Der Himmel hängt freilich sehr oft nicht lange voll Geigen. Früe i d'Eh, früe is Weh

— mußte schon Mancher seufzen und das nämliche Thema variirt sich ins Unendliche. S'ist kei Eh uni es Weh. S'erst ist en Eh, es ander e Weh, und s'dritt nüt meh. Zur Trauung läuten heißt: Einer is Elend lüte. Wahrscheinlich ist ursprünglich an die mit der Verheirathung verbundene Entfernung aus der Heimat gedacht, (Elend = Ausland, Fremde) später aber wohl mehr an die Plagen und Sorgen des Ehestandes. In Guggisberg ist „elenden" geradezu terminus technicus für heiratheu. Als Synonym für sich verändern im Sinn von heirathen sagt man im Baselland auch „sich verengern", die Ehe wird also von vornherein als eine Einschnürung, als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit aufgefaßt. Ein unterdrückter Seufzer tönt uns auch entgegen aus der Scherzrede: En eigene Herd ist Goldes werth, het selbe Ma gseit, wo undereinist (auf einmal) het müesse drizehe Ching frisch lo chleide. Unverblümter kann sich die Enttäuschung, die hie und da nach fröhlichem Brautstand in einer licht- und friedlosen Ehe eintritt, nicht Luft machen als in dem Vers: „Han einist en Schatz gha, ietzt hani en Wuest". Wie Sie sehen identisch mit dem Schillerschen: Mit dem Gürtel mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei, nur in etwas weniger schönes Gewand gekleidet. Es mag sich dabei nicht selten rächen, daß bei Eingehung der Ehe der Geldpunkt eine gar zu große Rolle spielt. In der That macht sich der eiskalte Utilitätsstandpunkt in einzelnen Aeußerungen des Volksmundes auf empörende Weise geltend. Etwas vom stärksten dieser Art dürfte das Diktum sein: „Wem d'Wiber übel wend und d'Imme wol, de wird rich". Mit andern Worten: wem die Frauen hinter einander sterben, daß er jedesmal eine andere, wo möglich noch wohlhabendere, freien kann, die Bienenstöcke dagegen gedeihen, der wird ökonomisch prosperiren. So begreift sich auch, wie die Redensart ent-

stehen konnte: Richer Lüt Töchter und armer Lüt Chäs werdet nit alt. Ueber die Vermögensverhältnisse seiner Erkorenen wird sich am wenigsten täuschen, wer dem weisen Rathe folgt: Hürot über de Mist, so weißtu, wer si ischt: Nimm eine Frau aus nächster Nachbarschaft, die nur durch den Misthaufen von deinem Hause geschieden ist. — Sollte es fehlen, daß es in arme Tage hineingeht, so weiß man sich auch darein zu schicken, zwar nicht immer mit dem Humor des Lumpenliedes: „E Schüsseli und e Häfeli ist all mi Chuchigschirr, jetzt schrib is uf e Täfeli, daß i nit verirr", aber doch mit hinreichendem Gleichmuth, um das Liedlein von der Reue nicht in gar zu trauriger Tonart zu singen: Und hätt i nit gheirath und hätt i kein Chind, So äß i mei Laibli Brot au nit so gschwind. Kinderreiche Eltern werden getröstet: „En Hufe Chind und en Hufe Umbasle-Eier (Ameisen-Eier) vergönt bald". Schöner ist der Trost: Viel Chind viel Unservater. Mehr als sauersüß ist die Ergebung in Armuth und sonstige Lebensbeschwerden, die Anlaß gab zum mitleidigen Reim: Wenn eine e steinigs Acherli het, so het er z'hacke gnueg; wenn Eine es rüdigs Ruggeli het, so het er z'chratze gnueg. Oder in anderer Version: Wenn Eine e steinige Acker het und au en stumpfe Pflug, wenn Eine e rüdigs Fraueli het, so ist er gschlage gnueg. — Der häusliche Unfriede mag zuweilen seinen Grund haben in Verschiedenheit des Glaubens. Von gemischter Ehe wird ernstlich abgerathen: „S'ist nit gut, wemme zweierlei Unser Vater unter einer Decki betet"; um so weniger gut, als das Unser Vater der Katholiken dem protestantischen Volk als nicht ganz vollwichtig erscheint: „Uni Saft und Kraft wie's katholisch Vaterunser" heißts, weil darin die Doxologie fehlt: Denn Dein ist das Reich und die Kraft ꝛc. Uebel versorgt ist man mit einer Frau, die überall herumrätscht und ihre Zeit mit Visitenmachen und Schwatzen verbringt: Der Ofen

und d'Frau söllid diheim blibe! Jener alte Römer war gleicher Meinung, der seine verstorbene Gattin nicht höher ehren zu können glaubte als mit der Grabschrift: Domi sedit lanam fecit. — Doch auch die beste Frau kann es nicht ertragen, wenn sie ihr Regiment im Hause mit einer andern, etwa mit der Schwiegermutter oder Schwägerin, theilen muß: „Wenn me Wiber imene Hus sind als Oefe, so ist kei Friede drin". Die alte Einrichtung der Häuser kannte nämlich nur den einen Ofen in der Wohnstube. — Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß in der Mehrzahl der Ehen die Frau den Herrscherstab führe. Ein Mann wettete, in den meisten Häusern regiere die Frau. Auf einem mit sechs Pferden bespannten Wagen führte er Eier im Lande herum und wo er die Frau herrschend fand, setzte er ein Ei, im andern Falle ein Pferd ab. Er brachte den Wagen vollbespannt aber leer von Eiern nach Hause. Daher die Redensart: Dört chunt men es Ei ab. Die Hausfrau heißt scherzhaft „die Obrigkeit".

Den kleinen Kindern ist das Volk hold. Es ist, als hätten die sonst so trockenen und kaltverständigen Schweizer alle ihre Liebenswürdigkeit nur für sie aufgespart. Bei den Kindern geht dem Schweizer das Herz auf. Gutschen-Engeli heißt das Kindlein in der Wiege, auch wohl Chrös-Engeli, das Gekröse = Eingeweide, als Innerstes, als Sitz der Seele gedacht, also gleichbedeutend mit Herzkäfer. But-engelen: ein Kind auf den Armen wiegen, von buten = hin und her bewegen. „Flüg-Engeli mache" bezeichnet das Spiel mit einem kleinen Kind, wo zwei Personen dasselbe auf ihren verschlungenen Händen schaukeln. In Appenzell spricht man unter dem Wiegen der Kleinen: „Hübsch und fi ond ordeli, bhüet mer Gott mis Babeli." Stirbt ein Kindlein, so hend sie en Engel im Himmel übercho. Der Säugling als nächtlicher Ruhestörer erhält den freundlichen Namen: Chammer-

amsle" (Graubünden). Aus dem Bernbiet führt das Idiotikon eine Rede zärtlicher Eltern an ihre Kinder an, wie man sie so herzlich bei dem harten Berner-Volk nie gesucht hätte (zugleich mag dieselbe als Dialektprobe dienen, die selbst uns Ost- und Nordschweizern zu schaffen macht, geschweige denn einem Norddeutschen): „Chind, chömet grad eis, su chan uch an es Arfelli nen, jer sit mer sevel loubi!" d. h.: Kinder, kommt doch her, so kann ich euch in die Arme nehmen, ihr seid mir gar zu lieb! (Riggisberg). Eine Menge zum Theil wunderhübscher und hochpoetischer Reime und Lieder soll die Kinderwelt ergötzen. Es sei erinnert an das jedenfalls uralte, das auch Ihrem Referenten aus seinen ersten Lebensjahren noch in lieber Erinnerung ist und seiner Zeit die seltsamsten Phantasiegebilde in ihm wachgerufen hat: „Rite, rite Rößli, z'Bade stoht e Schlößli, z'Bade stoht e guldi Hus, s'lueget drei Mareie drus, die eint spinnt Side, die ander schnezlet Chride, die dritt spinnt Haberstrau, bhüet mer Gott mi Büebli au! S'stoht e Büebli ader Wand, s'hät e Glöggli i der Hand, lot's Glöggli chlinge, d'Heere gönd gi singe, schlönd s'Thürli uf und zue, lönd de Rigel dihinne." In dem feinen Büchlein: Kinderleben, 1858, bei Brockhaus in Leipzig herausgekommen mit Illustrationen von L. Richter, findet sich in hochdeutscher Sprache ein Kinderliedchen, das ohne allen Zweifel schweizerischen Ursprungs ist und sich ohne jede Mühe in unseren Dialekt zurückübersetzen läßt: „Es chunt en Herr zum Schlößli ufeme schöne Rößli, do luegt die Frau zum Fenster us und seit: de Ma ist nit bi Hus und niemert dihei als d'Chinde und s'Meidli uf der Winde. Der Herr uf sinem Rößli seit zu der Frau im Schlößli: Sind's gueti Chind, sinds bösi Chind? Ach liebi Frau, das säget mer gschwind! Do seit die Frau: gar bösi Chind, sie folget der Muetter gar nit gschwind! Do seit de Herr: do rit ich hei,

dergliche Chinde bruch i kei. Und rit uf sinem Rößli wit wit eweg vum Schlößli." Wer kennt nicht den Kinderreim: Joggili will gi Birli schüttle? Weniger bekannt, aber nicht minder von echt kindlicher Art ist das andere: „De Birilibueb, de Birilibueb, er sitzet ufere Tanne, Er list die gäle Birili ab und lot die grüne hange." Wobei wohl zu beachten ist, daß in dem Kinderparadies, welches der beneidenswerthe Birilibueb bewohnt, auch auf den Tannen Birnen wachsen. Augenscheinlich hält es das Schweizervolk nicht mit jener Schaffhauser Dame, die einst in der Buchhandlung in Gegenwart des Referenten sich nach einer Märchensammlung für ihre Kleinen erkundigte. Es müßten aber lehrreiche Märchen sein, fügte sie mit Nachdruck hinzu. Wie geistreich und fortschrittlich zeitgemäß! Lehrreiche Märchen! Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen! Das eben ist ja das Prächtige an den echten Märchen und Kinderliedern, daß sie nicht lehrreich sind und es auch nicht zu sein begehren, sondern lediglich die Phantasie durch Zuführung einer farbigen und reinen Bilderwelt wecken, nähren und ergötzen. Jene Dame kam mir vor wie eine Mutter, die ihren Kindern auf dem Wochenmarkt Kirschen und Pflaumen kaufen will, aber nur lehrreiche, keine andern! Wahrscheinlich will sie auch keinen andern als lehrreichen Finkenschlag und Lerchengesang hören. Was wäre das für eine Poesie, welche die Kinder nur wieder in eine Schulstube hineinführte! Es isch kei Muetter so arm, sie git em Chindli warm — sagt das Volk. Lehrreiche Märchen würden ihm kaum warm geben. — So ganz engelmäßig geht es in der kleinen Engelwelt freilich nicht allezeit zu, wenigstens läßt sich auf das Vorkommen ganz bedeutender Friedensstörungen schließen aus den Reimen: „Ich und du und dä hend enandere gä, ich und du und diese hend enandere bisse; ich und du und deine dert hend enandere

d'Hoor uszert." Diesen Vorkommnissen entsprechend gibt es denn auch in den Wohnstuben ein sog. Chuderegg, d. h. eine Ecke, in welche unartige Kinder zur Strafe gestellt werden, von chudern = schmollen. (Mit Chuder im Sinne von Werg hat das Wort nichts zu thun.) Synonym ist der „Chupwinkel". Die entsprechende Lokalität in der Schule heißt auf gut Schweizerdeutsch der „Schämwinkel". Mehr als nur das Stellen ins „Chuderegg" dürfte versäumt worden sein, wenn sich an Kindern das furchtbare Wort erfüllt: Jung Engel alt Tüfel.

Weit weniger gewogen als den Jungen zeigt sich das Volk den Alten. Wohl sagt es: Wer sich an Eltre vergrift, dem wachst d'Hand usem Grab — aber daß Pietät gegen die Eltern verlangt wird, versteht sich doch von selbst in der Christenheit. Einen Ausspruch so schön wie das Wort Prof. Rothe's: Wenn es keine Greise und keine kleinen Kinder gäbe, so möchte er nicht leben, konnte ich im Idiotikon nirgends finden. Die Redensarten: Die Alte sind au nit Narre gsi; den Alte no, sie hend au ghuset — gelten nicht den Greisen, sondern den Vorfahren; und eher scherzhaft klingt der Spruch: Alti Fründ, alte Wi und alts Geld hend de Pris in aller Welt; oder vollends jenes andere: „S'Alter söll me ehre, seit de Kapuziner, wenn men ihm alte und neue Wi ufstellt". Dagegen äußert sich in einer ganzen Reihe von Volkssprüchen eine geradezu empörende Geringschätzung des Alters: Wie älter, wie chälter; alt chalt; die Junge zum Wort, die Alte as Ort, d. h. in die Stille zurück (also genau das Gegentheil von dem, was man sonst hört: Bei den Alten ist Weisheit, die Alten zum Rath, die Jungen zur That); s'Alter ist uglerig; s'Alter ist unwärd. Wenn Jemand anfängt zu grauen, so sagt man: Der Esel chunt use. Ein alter Mann wird etwa charakterisirt: „Er ist en arbedselige =

gebrechliche Tropf, er cha nüt me verdiene; und es sind wohl gar Kinder, die so von ihrem Vater sprechen. Harmloser lautet es, wenn der Oberwalliser in seiner uralten Mundart sagt: Me sett zerster alt werde öb jung — scil. man hätte alsdann manche Dummheit weniger zu bereuen — und hinzusetzt: Wenn der Jungo wißti und der Alto mechti! (= könnte). Das Sprichwort: S'Alter hät de Kalender im Lib — deutet einfach auf die körperlichen Gebrechen der Greise, die sich bei bevorstehendem Witterungswechsel besonders spürbar machen. Am schlimmsten kommen die alten Frauen weg: Wo de Tüfel selber nüt usricht, schickt er en alt Wib. Das walt Gott und kei alt Wyb! ruft man wohl und meint damit eine Hexe. Nicht feiner ist das Liedlein: Und weni emol en Alti ha, was willi mitere mache? I leggere en alte Kummet a und fahre mitere z'Acher. Von verliebten und heirathslustigen alten Leuten sagt man: Wenn en alti Schür brennt, so ist nit gut lösche. Wie gegen die alten Leute, so zeigt sich das Volk auch gegen die alten Zeiten geringschätzig. Wer mit Schilderungen von ehemals beschwerlich fällt, wird wohl zum Verstummen gebracht mit der halb verdrießlichen halb spöttischen Bemerkung: der Ammig ist gstorbe, oder: der Aemmig lebt numme, nu no der Jetzig. Doch wird die tiefsinnige Wahrheit vom solidarischen Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Generationen, daß die Schuld der Väter an den Kindern heimgesucht werde, willig anerkannt und konkret genug in die Worte gefaßt: „Was d'Eltere spinned, müend d'Chind hasple."

Die verschiedenen Benennungen der Vorfahren zeugen von keiner sonderlichen Verehrung. Die seltsame Reihenfolge lautet: Vater, Großvater, Urgroßvater, Aeni, Uräni, Pfuchäni, Pfuipfuchäni. Natürlich ist das mehr ein Stück Volksgelehrsamkeit, als daß diese Bezeichnung je in den praktischen Gebrauch übergegangen wäre, es ließe sich auch kaum ein

Anlaß denken, wo im gewöhnlichen Leben vom „Pfuipfuchäni“ gesprochen werden müßte, bei ganz komplicirten Erbsprocessen etwa. Doch das Wort Pfuchäni kommt wirklich vor und das noch viel schönere Synonym dazu heißt „Stinkäni“. Das Idiotikon gibt die nähere Erläuterung: die gewöhnliche Erklärung des Pfuch als Interjektion Pfui wird gestützt durch das gleichbedeutende Stinkäni. Diese Namen würden sich auf die mit der Altersschwäche oft verbundene Unreinlichkeit beziehen oder aber der Geringschätzung des Naturmenschen gegenüber der Kraftlosigkeit des hohen Greisenalters Ausdruck geben. Nach milderer Auffassung, für welche hinwiederum das Synonym Pfufäni spricht — von pfuchen, pfauchen, schnauben, blasen, wäre Pfuch zu pfufen, keichen, schwer athmen zu stellen und der Name auf die so häufige Engbrüstigkeit des hohen Alters zu beziehen. Also: Keichäni, auch nicht sehr gemüthvoll, dafür aber desto malerischer. Die Nidwaldner sagen geradezu: Pfusäni. Ists nicht, als höre man dabei das „Drößen“ und schwere Athmen des auf dem Ofensitz schlummernden Urgroßvaters? — Das Wort Aetti oder Atti kommt nur noch bei der Landbevölkerung vor und auch hier verschwindet es mehr und mehr. Früher war es so herrschend, daß es z. B. in Stallikon, Kanton Zürich, als gottloser Hochmuth ausgelegt wurde, als in einer Bauernfamilie die Kinder den Aetti mit „Vater“ anreden mußten „wie's Heere Chinde“. In Bern ist das Wort noch ehrende Anrede an alte Männer überhaupt. Auch bildlich wurde der Ausdruck gebraucht. „Verflucht seist du, aller Chetzer Aetti!“ eifert der luzernische Stadtschreiber Salat gegen Zwingli und im „Gyrenrupfen“, der protestantischen Antwort auf seine Schmähungen, wird ihm erwidert: „Und chunst aber mit dinen Aettinnen (Kirchenvätern) und Koncilien und sind viel Fröschen im Bach“. — Aetti — mittelhochdeutsch atte, althoch-

deutsch atto, gothisch atta, ein durch alle Sprachen gehender Naturlaut aus Kindermund. Wer sollte glauben, daß Etzel, der Name des Hunnenkönigs, der schrecklichen Gottesgeisel, nichts weiter sei als die Koseform von Aetti? Und dennoch verhält es sich so. Attila ist gothisch und heißt auf deutsch Väterchen. — Die bernische Redensart „uf Großättis Bänkli usa luage" ist eine gemüthliche Umschreibung für schielen. — Kilchenätti ist der Pfarrer, Spittelätti der Spitalverwalter. Aetter, Etter, im Pomat Attro, im Wallis Ettro und Aettere ist der Oheim von väterlicher Seite und dann allgemeiner der Vetter. — Zum Abschied von dem merkwürdigen Wort sei noch der unfeine Reim angeführt: „Stüfmutter ond Stüfätti Wett daß sie der Tüfel hätti!" Ein nicht ebenso schlimmer, immerhin aber wenig liebenswürdiger Wunsch verräth sich in der Observation, die man hie und da unter dem Volk über alte Leute machen hört: En Oepfel wo zemestrupft, fulet nit bald. —

Welche Bedeutung in der schweizerischen Volksanschauung einer Magd und den Dienstboten insgemein zukommt, welch' stabiles, wesentliches Element sie im Familienleben bilden, zeigt die Redeweise: „Da Becki ist no under der Grithe agschafft worde", d. h. als die Grithe bei uns diente. Das klingt ja beinahe wie: unter der Regierung der Königin Elisabeth oder regnante Claudio imperatore. Ganz analogen Gebrauch der Präposition „under" haben wir in dem Satze: Underem Vater selig hett sich da Eine sölle understoh! Ob wohl bei Mägden heutigen Schlages das Aufkommen dieser Redeweise denkbar wäre?

Im vorigen Jahrhundert redete in bessern Familien die Gattin den Mann wenigstens in Briefen in der Regel mit Ihr an. Bis gegen die Mitte des laufenden Jahrhunderts sagten im Kanton Zürich und anderswo die Kinder zum

Vater Ihr, zur Mutter Du. Bei den Bauern ist es häufig jetzt noch so. Das „per Sie“ reden wird immer allgemeiner, will aber ältern Leuten oft nicht recht von Statten gehen. So ungeschickt fangen sie es aber doch nicht mehr an wie jener Schleitheimer Bauer, der seinem Pfarrer den Landesbrauch folgendermaßen auseinandersetzte: „Wüsseder, Herr Pfarrer, mer ired halt Niemert i dr Gmand als dich und de Präsident.“ — Mit Ihr redet der Knecht den Meister an, dieser Jenen mit Du. In den Städten wird es nach und nach Sitte, zur Magd Sie zu sagen. Jedenfalls die Mägde untereinander im Metzgerladen und auf dem Tanzboden bedienen sich stets des vornehmen Sie. Die Basler Frauen bleiben beharrlich den Mägden gegenüber beim sie im Singularis: gang sie, sag sie, hol sie. Dagegen halten sie strengstens darauf, daß die Magd Drittpersonen gegenüber nie sagt: d'Frau Bischof, der Herr Burkerdt ist usgange; das wäre ein crimen laesae; es muß allezeit heißen: Der Herr Sarasin sind nit dehaim, Si sind uf em Bireau.

Riehl in seinem prächtigen Buche: Naturgeschichte des deutschen Volkes redet begeistert vom „ganzen Hause“. Zum ganzen Hause rechnet er, im scharfen Gegensatz zum modernen Egoismus, dem die Familie nicht klein genug sein kann und der grundsätzlich alles irgend Belästigende nach Kräften abschüttelt, nicht blos Eltern, Kinder und Dienstboten, sondern auch Großeltern, Onkel und Tanten, Vettern und Basen, bis hinaus zum letzten Blutströpfchen, wo es heißt: „vu hundert Suppe e Tünkli“. Das ist auch die Anschauung des unverdorbenen Volkes, die jedoch stark im Schwinden begriffen ist. Das Familienbewußtsein ist im echten Volk ungemein lebendig: Bluet ist ka Wasser, sagt es. Ja der Schweizer rechnet zum ganzen Hause auch die Bienen. Nach dem Volksglauben nehmen dieselben Theil an den Geschicken

der Familie. Wenn der Bauer stirbt, so müssen die Bienenstöcke von der Stelle gerückt werden, sonst sterben die Thierchen auch. Beim Tod des Bienenvaters kommen die Bienen vor das Fenster und nehmen mit jammernden Tönen Abschied. Wie dieser tiefpoetische Glaube entstehen konnte, läßt uns Luthers schönes Wort ahnen: „Die Glocken klingen gar anders, wenn einem ein lieber Freund gestorben ist.“ So auch das Summen der Bienen, wenn man dasselbe hört mit traurigem Gemüth. — Leider haben die andern Haus- und Familienthiere, deren Behandlung uns gar manchen Zug des Volksgemüthes anschaulich gemacht hätte: Kuh und Kalb, Ziege und Zicklein oder Gizzi, Hund und Katze, Hahn und Huhn, Taube und Storch, Schwalbe und Sperling in den bisher erschienenen Heften des Idiotikon ihre Stelle noch nicht finden können.

Das schweizerische Bürger- und Bauernhaus haben wir uns wie als Geburtsort so auch als hauptsächliche Wohn- und Wirkungsstätte der unzähligen Sprüche und Reime, Schnurren, Scherz- und Räthselworte zu denken, die im Idiotikon gesammelt sind. Eine kleine Auslese dürfte Ihnen nicht unwillkommen sein. Da klingt es freilich seltsam durch einander, fein und grob, aber interessant ist die Sammlung ganz unstreitig. Sind es nicht lauter Diamanten und Rubinen, so sind es vielleicht Salz- und Pfefferkörner, Kieselsteinchen mögen sich ebenfalls eingemengt haben, wenn nicht gar, mit Luther zu reden, Mäusedreck unter den Koriander gerieth. Wer Eier will, sagt das Volk, mueß au s'Gaxe lide. Wenn me emol ein Ei gno het, cha me numme höre stele. Narre mueß me nit über Eier setze. Besser hüt es Ei, as morn es Hüenli. Er schlot d'Eier mitere Tanne uf = ist ein Grobian. Er meint, sine Eier heige zwe Dötter = ist ein Prahlhans. Me mueß de Firobed am Morge sueche, d. h.

durch zeitiges Anfangen mit der Arbeit ein frühes Aufhören ermöglichen. Wär keis Aber, so hett jedes Rößli sin Haber. Wenn d'Obrigkeit de Fueß astoßt, so mueß es Volk hinke. Recht thue ist über hübsch — ganz wie das englische: Handsome is that handsome does. Wenn me mit de Lumpe z'Acher fahrt, so mueß me mit de Schelme egge. De Bur muß die schwere Aeri im Bode inne suche: er muß tief pflügen. Wie me i Eim ist, ist me i Allem. Wenn Falschheit brennti as Für, so wär es Holz nid halb so thür, eine Hausinschrift, die öfter wiederkehrt und vom Referenten u. A. auch schon im Allgäu gelesen wurde. Treffend ist der Faule gezeichnet in dem Spruch: Besser en leere Darm als en müede Arm. Sehr anschaulich schildert der Appenzeller: As chiche möse, as ob me en Bettler verschlukt hei. Mit geduldige Angle ist guet fische. Besser en Arfel Mißgunst, als e Hämpfeli Mitlid. Armi Lüt träget armi Chrüz. Nicht gerade schmeichelhaft für die republikanische Verfassungsform ist der Spruch einer Berner Frau: Eis machts, zwen hei gnueg z'thue, drü werde nie fertig. Das Gegenstück zu diesem Berner Spruch wäre der Zürcher: Ein Ma ist kein Ma. Erlis — mit verstecktem S — ist s'best Holz, wils am längste währt. S'ist alles guet ader, nu was zun Ermle us lueget nit = du hast lange Finger. Wer sich zum Esel macht, mueß Säck träge. De Esel kennt me an Ohre und a de Worte de Thore. Wo sich der Esel walet, do verlürt er au d'Hor. Der Esel grauet scho im Muetterlib. D'Esel wend gschlage si. Wie größer der Esel, wie größer s'Glück. Esel hend me Glück weder glehrt Lüt. Es laufet nit alli Esel uf vier Beine. Uesen Herrgott het allerlei für Lüt, het deseb gseit, wo en Esel zum Feister us glueget het. Es goht kei Eiße uf, oder si sig rif. Uzfridene Chostgänger fressed eisder und schmäled eisder. Eisder chrache lat nit = kränkliche

Leute werden alt. Von einem Unzuverläßigen: es hanget nit alles in Isen, waner verspricht; von einem Aufschneider: er git em Hobel z'vil Ise; von einem Großthuer: er frißt es Roß sammt de Ise; von einem entsetzt Fliehenden: de hinder Fueß ist ihm eisder de uwerthischt gsi; oder auch: er ist so schnell gloffe, de Tüfel sammt de Isen (Eissporren) hätt en nit verwütscht. Es ist kein Baum so glatt, er hät Aest. Wer sich zwit uf d'Aest use lot, mueß gumpe. Z'Meie Ostere, sagt man sprichwörtlich bei ironischen Vertröstungen für niemals, weil das Osterfest nie in den Mai fällt; auch wohl derber: Z'Meien Ostere, wenn Aegerste chalbered. Es ist kei Schlacht so groß, es chunt au öppis dervo. In Basel schickt man den Aprilnarren in die Apotheke, um Ibidum zu verlangen, mit dem Schein eines lateinischen Wortes aus: ich bin dumm gebildet. S'Chöpfli ob em Hut träge heißt hochmüthig sein. De ist vom obere Lädeli abe — vornehm. Wenn's Hus sechs Stockwerk hoch ist, so ist s'oberst lär. Es goht nüt über gschidi Lüt weder d'Hut. Von einem schlechten Sänger: Er singt wie ne Nachtigall, wo Eichle frißt = wie ein Schwein. Der „acht vu sibe Wise" ist verblümte Bezeichnung des Thoren. Er ist vu dem Adel, wo d'Nase am Ermel wüscht. Alles het en End, nu d'Wurst hät zwei. E Stund no Zwölfi isch es Eis, was me thüeg. S'ist zentumme öppis, nu i mim Geldsäckel ist nüt. Er ist kei Batze werth und wenn er en Guldi im Mul hett. Inere Schmitte und inere Apothek söllme nüt arüre. Von einem Blatternarbigen sagt der Luzerner: De Tüfel het Erbse usem dröschet. Der vorwitzig Fragende: wohin? erhält wohl die Vexierantwort: d'Stude us ge Bändli haue. Die Advokaten kommen schlimm weg: En Advokat frißt es Roß vor em Morgebrot. Was en Advokat thuet, das schämt sie der Tüfel z'denke. Bei der Verfassungsänderung von 1830 meinte ein Sarganser: Es

ist sit anno 98 ei Tüfel wer regieri: das ei Johr Chäfer unds ander Johr Engerich!

IV.

Sehr dürftig, wie bereits bemerkt, ist die Ausbeute, die sich für das so wichtige Lebensgebiet der häuslichen und öffentlichen Erziehung bis jetzt dem Idiotikon entnehmen läßt. Die wenigen Notizen, die vorliegen, sind zudem, wie es nicht anders sein kann, lauter zusammenhanglose Bruchstücke, die auch vereinigt kein Ganzes ergeben. Unter diesen Umständen kann von einer selbst nur im äußersten Umriß entworfenen Nachzeichnung des Bildungsideals, das dem schweizerischen Volke vorschwebt, keine Rede sein, und ebensowenig von einer Schilderung der landesüblichen Erziehungspraxis in Haus und Schule. Uebrigens ist sehr fraglich, ob ein schweizerisches Bildungsideal in dem Sinne, wie man von einem athenischen, spartanischen, römischen, auch wohl englischen spricht, in Wirklichkeit existire oder je existirt habe. Der und jener Einzelne mag sich eines solchen rühmen, das Volk als ganzes ist zu gemeinsamen Anschauungen über Bildungsziele, Bildungswege und Bildungsmittel nicht gekommen, konnte auch, national, sprachlich und konfessionell gespalten, zerrissen in religiöse, politische und sociale Parteien und von Subjektivismus bis in seine innersten Tiefen durchdrungen wie es ist, nicht dazu kommen. In früheren Zeiten hat man sich hier zu Lande mit Theoretisiren über pädagogische Probleme den Kopf nicht allzusehr zerbrochen. Ernstgesinnte Christen setzten, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, sich das Bildungsideal des Neuen Testamentes zum Ziel, wie es u. A. der Apostel Paulus im Philipper Brief zeichnet. Die Anderen folgten so ungefähr halb der alten Väter Weise, halb dem eigenen Gutdünken, lobten, schalten, prügelten, wie

es der Tag mit sich brachte. Vielerorten wuchs der junge Fasel heran fast pflegelos wie die Bäume im Wald. Viel roher als jetzt sind die Buben dennoch nicht gewesen. Das Leben, der große Erzieher, mußte das Beste thun und im Grunde ist es trotz unserer Lehrmittelberge so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Werg genug hätte die erziehende Kunst an ihrer Kunkel gehabt, wenn im Idiotikon der geistige Zustand des Schweizervolkes sich richtig wiederspiegelt. Jeder Leser muß sich eigentlich entsetzen über die Unzahl von Ausdrücken, welche der Schweizer zur Verfügung hat, um den rohen, dummen, plumpen, unkultivirten Menschen, den Dummkopf und Flegel zu bezeichnen. Angesichts dieses unglaublich reichen Vokabulariums frägt man sich: Ist denn gerade diese Spezies des Genus homo so überaus häufig im Lande vertreten? oder aber sind die Schweizer ein so ganz außerordentlich begabtes und aufgewecktes Volk, daß sie schon da über Dummheit schreien, wo man anderswo noch das genügende Maß von Menschenverstand vorfinden würde, und wollen sie mit jener überreichen Nomenklatur nur ihrer Verachtung der Dummheit recht lebhaften und mannigfaltigen Ausdruck geben, ohne daß es mit dem Vorwurf der Beschränktheit in jedem einzelnen Falle so ernstlich gemeint wäre? Den Entscheid über diese Alternative muß der Referent Ihnen anheimgeben. Unter allen Umständen muß ein ungeheures Bollwerk von Dummheit erstürmt, ein Augiasstall voll Unvernunft gereinigt werden. Wem wollte da nicht aller Muth entfallen! Gegen die Dummheit streiten ja bekanntlich die Götter vergebens, oder schweizerisch: Useme Esel wird nie kei Ritroß, en Esel schick, wohi d'wit, s'wird nie kei Hengst drus. So trostlos steht es denn doch nicht. Wohl mußte, damit jene erstaunliche Namenreihe sich bilden konnte, die Bornirtheit sich in sehr

vielen Menschen-Exemplaren darstellen, zugleich mußte aber auch, wenn diese Dutzende von Spielarten geistiger Schwäche so wunderbar genau und anschaulich qualificirt werden sollten, sich nothwendig ein schöner Schatz von scharfem Verstande im Lande vorfinden. Es fehlt also nicht an Licht, das gegen die Finsterniß streiten kann. Und der Kampf ist aufgenommen und nicht vergeblich geführt worden.

Die dringende Nothwendigkeit der Volksbildung wird von Alters her unumwunden anerkannt, wie sich schon aus der halb sorgenvollen, halb neugierigen Volksfrage ergiebt: „Wie giengs echt de Lüte uni gstrählet und gluset?“ Zugleich bezeugt diese gewunderige Frage die ausnahmslose Allgemeinheit etwelcher Bildung und Kultur, indem es offenbar auf Schweizerboden an Gelegenheit, das Experiment zu machen, fehlte. Am achti müend Herre in Roth, d'Bure in Chot, d'Buebe i d'Schuel und d'Meitli uf de Spinnstuel — lautet eine die allgemeine Anerkennung offenbar voraussetzende Volksregel. Im Aargau sagt man von einer schweren, nur langsam vorrückenden Arbeit, es sei eine Steinhauerarbeit und eine solche ist das Erziehungswerk allerdings in mehr als einem Betracht. „Das ist iez au e Steinhauer-Arbeit mit dem Mensch“ wird wie über Einfältige so auch über eigensinnige und flatterhafte Zöglinge geklagt. Mit den Wilden und „Ugsöde“ ist man weniger geplagt als mit den Matten, Stumpfen und Lahmen. „Eichere“ nennens die Weidbuben, wenn sie in lustigem Spiel draußen im grünen Wald nach Art der Eichhörnchen sich von einem Bäumchen aufs andere schwingen. Das riecht nicht nach der Schulstube oder der Fortbildungsschule, wohl aber deutet es hin auf den allerschönsten und gesundesten Turnplatz, den man sich nur träumen und wünschen kann. Aus solchen Burschen läßt sich mehr machen als aus einem in dumpfer Stubenluft verderbelten

Geschlecht. Bei wilden Zöglingen liegt freilich auch die Versuchung nahe, der körperlichen Züchtigung im Erziehungswerk einen allzu großen Platz einzuräumen und dieser Versuchung ist die alte Schweizer-Pädagogik nur allzu oft unterlegen. Das Prügeln stand bei der primitiven Erziehungskunst unserer Väter ganz unverhältnißmäßig im Vordergrunde. Der Stecken war die ultima und zugleich die prima ratio. Einen Lehrer ohne dieses Scepter und Richtschwert konnte man sich gar nicht denken. „Bim Alefanz mueß d'Ruethe an Tanz", lautete die kurze Regel. In der Bauernerziehung war der „vierfache Hälsing" ein sehr häufig angewendetes und allerdings auch sehr kräftiges Agens. Aus den feststehenden Redewendungen: d'Ore lire (= drehen); eim d'Ore dräije, eine bin Säu-Oerlene ne, d'Ore iribe — läßt sich mit Sicherheit auf ziemlich häufige Vollziehung jener schmerzhaften Procedur schließen. Ein terminus technicus bildet sich ja nur, wenn ein Können geübt wird. — Einen ohren oder öhrlen heißt geradezu, ihn an den Ohren reißen; das Pendant ist: einen hären. Die Handlung selbst wird „Ohrete" genannt. Daß beim „öhrle" weniger hart zugegriffen werde als beim „ohren", ist trotz dem Deminutiv nicht gesagt. Oering, Orling, Oerig sind lauter Namen für Ohrfeigen. De Staub vun Ohre blose = einen tüchtig ausschelten. Von einem Unfolgsamen sagt man: Er hätt d'Ohre am linke Elleboge. Doch kommen auch humanere Erziehungsmittel zur Anwendung als nur Schlagen und Raufen. Gar nicht unpädagogisch ist die spottende Ironie, die zu dem Knaben, der sich unanständig auf den Tisch stützt, sagt: „Hest de Cherne verchauft?" oder „Hür gits viel Obs"; als wäre sein Kopf ein fruchtbeladener Baum. Um den Muth der Kinder zu erproben, fordert man sie auf, in das Kamin hinauf zu rufen: „Eberhard, Eberhard, chom abe und biß

mer de Chopf ab!" — wohl mit Beziehung auf den im Kamin tosenden Wind, der im alten Volksglauben oft als Eber erscheint. Besonders zart geht es unter allen Umständen nicht zu. Die Herausgeber des Idiotikons nennen es z. B. ein „mildes Scheltwort", wenn ein etwas unartiges und schwer zu behandelndes, doch nicht unliebliches Kind geschmält wird: „Wart, i will der leere folge, du Chätzers Igeli!"

Geschichtlicher Sinn als Grundlage für den Geschichtsunterricht wäre im Schweizerlande nicht allzu reichlich vorhanden, wenn das Sprichwort einer allgemeinen Anschauung Ausdruck geben sollte: „Was übere ist, ist denne". Das erinnert ja fast an den bekannten Vers im Fehreli-Lied oder an ein Diktum, welches der Referent einst aus dem Munde einer sich unbeachtet glaubenden Realschülerin vernahm: „A wa, Gschicht! die gschupft Gschicht! da ist mir glich, wa gschehe ist; wenns nu iez lustig ist!" — Ob mit dem Luzerner Spruch: „Anno Eis, wo de Tüfel no jung gsi ist" der Vergangenheit ein günstiges oder ungünstiges Zeugniß ausgestellt werden will, läßt sich fragen. — Eine Geringschätzung der Vergangenheit liegt auch in dem Ausdruck: „Deppis us der Arch Noah" und vollends in dem Ausruf: „O s'ist schu lang sider; s'ist jo bald numme wohr!" als ob ein Faktum durch den bloßen Zeitverlauf zu einem Fiktum werden könnte! Leider dürfte kaum anderswo als in Basel auch in Privathäusern ein „Archiv" zu finden sein. So heißt nämlich nach dem Idiotikon in Basel eine kleine Nische in der Wand unter dem Stubenofen, in welcher eine Truhe mit Werthsachen, insbesondere Werthschriften aufbewahrt werden.

V.

Das Sittlichkeitsideal des gemeinen Mannes steht nicht allzu hoch. Während man aus dem Volksmund eine Menge

Urtheile über Verstand, Klugheit oder Dummheit der Leute zu hören bekommt, so hört man verhältnißmäßig weit seltener eines über ihren moralischen Werth, und wo es der Fall ist, da wird in der Regel ein ziemlich oberflächlicher Maßstab angelegt. Der Schweizer weiß sein Ekelgefühl in ungemein lebhaften Ausdrücken an den Tag zu geben: „Aenesa pfutter Tüfel" ruft er aus (= ä nu so!) wenn ihm etwas recht Abstoßendes und Widerwärtiges vor die Augen kommt oder vollends in den Mund, aber diese lebhafte Reaktion wird in der Regel nur durch physisch, höchst selten durch moralisch Ekelhaftes in ihm geweckt, wenigstens so weit sich dies aus dem Idiotikon erkennen läßt. Die Wirklichkeit scheint jedoch auch hier mit dem Spiegelbilde übereinzustimmen. Man gebe einmal Acht, wie selten man unter unserem Volk auf die edle Regung sittlicher Entrüstung stößt. Bei den ärgsten Abscheulichkeiten, bei den gröbsten Rechtsverletzungen bewahren sich die Leute eine ganz unglaubliche Seelenruhe, so lange nämlich sie selbst nicht darunter zu leiden haben. Die Volksmoral faßt sich so ziemlich in die zwei Vorschriften zusammen: Recht thun, wobei in erster Linie an's Arbeiten gedacht wird und — nicht stehlen. Unter allen Sünden die verpönteste, die Sünde sensu eminenti ist der Diebstahl. Wenn Jemand noch nie gestohlen hat, so mag er im Uebrigen sehr dunkle Flecken an sich haben, er darf dennoch auf eine nachsichtige Beurtheilung zählen. Geschlechtliche Vergehungen fallen nicht schwer in's Gewicht, auch die Lüge nicht sonderlich, außer insofern sie der regelmäßige Begleiter des Stehlens ist, denn: wer lügt, der stiehlt. Dieses letztere wird nie verziehen, nie vergessen: Wer einist stilt, ist siner Lebtig en Schelm. Freilich sagt man auch: Erli macht rich, aber langsam.

Die Moral ist vorwiegend negativ: Thu das nicht und jenes nicht; von einem positiven Erfassen und energischen

Durchführen der verschiedenen Lebenspflichten, von einem Streben nach innerer ethischer Durchbildung und Ausbildung läßt sich in der Volkssprache wenig merken. Als Hauptpflicht gilt, wie bei einem so schaffigen und sparsamen Volk nicht anders zu erwarten ist, der Fleiß. Das Lob der Arbeit wird in allen Tonarten gesungen, merkwürdigerweise jedoch nicht so, daß die Arbeit an sich selbst als eine Freude, als ein Bedürfniß betrachtet wird, man unterließe sie lieber, wenn es anginge, und Ruhe schmeckt viel süßer — nein, sie ist ein unabweisliches Muß, eine saure Pflicht, der man sich nothgedrungen unterzieht, und zugleich ist sie der einzige Weg zum Besitz für den, der nichts zu erben hat. Wer nit schwitzt, de söll me ribe, wer nit arbeitet, de söll me tribe. Bim Arbeite wird Alles schöner, numme d'Lüt nit. Um Arbeit sind alli Waare feil. D'Arbet ufem Rugge treit de Lon. Arbet und Spare macht rich Chnecht. Guti Arbet, vil Chunde. D'Arbet mueß es mache und nit's Mul — ein Wort, das man vielen Socialisten und Weltverbesserern zur Beherzigung empfehlen möchte. Wenn im Kanton Glarus die Leute zu etwas kommen, so hört man sie wohl sagen: Der lieb Gott het is ds'Arbetli gsegnet. Wie sehr sticht diese fast liebkosende Art von der Arbeit zu reden von dem Groll ab, mit dem der Kommunist seine Arbeitslast trägt! Doch klingt deutlich genug dieser moderne Arbeitshaß durch, wenn man, ebenfalls im Kanton Glarus, die arge Rede vernimmt: Di Gschide und d'Narre arbeited nid, nu d'Halbnarre arbeited. Von einem geplagten Fabrikler in einer Stunde des Unmuths geäußert, ist sie übrigens verzeihlich genug, namentlich in Betracht der geist- und trostlosen „Arbeit", welche diese Sclaven der Neuzeit oft verrichten müssen. Eine Arbeit, bei welcher nichts herauskommt, heißt Lusarbet, auch Samichlausarbet; eine, die sich nicht der Mühe lohnt, oder die mit

kleinlicher Genauigkeit und Aengstlichkeit gethan wird und darum gar nicht oder sehr langsam von der Stelle rückt: Bäscheli-Arbet, von bäschle, sich spielend beschäftigen. Solide, ausharrende, genaue, von Statten gehende Arbeit verlangt der nüchterne und sparsame Schweizer; wo er das Gegentheil trifft, spricht er verächtlich von Gäuggeli-, Gänggeli-, Lädeli-, Pfluder-, Bögge-, Lumpe-, Dreckli- und Schiß-Arbet. Wer nichts zu Stande bringt, ist ein Langwiser, ein Torggeler, oder kurz und gut ein Lahmarsch. „I' mueß grueje uf d'Ernt hi" sagt der Faule. Die Faulheit wird verachtet, auch dem Reichsten wird es nicht verziehen, wenn er sein Leben mit Nichtsthun hinbringt. „Er thut den Arme guets", sagt man zweideutig spottend von dem, der behaglich seine Arme verschlungen hält.

Erworbener Reichthum gilt mehr als ererbter. Vom Erben spricht das Volk halb spöttisch, halb neidisch: s'Erbe macht keini Blatere — auch eine Mißgunstregung des Proletariers gegen den Kapitalisten, aber nicht gerade eine bösartige. Er wott go erbe, ruft man Einem nach, der schnell läuft. Ernster lautet: wer baut ufs Erbe, chunt is Verderbe. Wer ufs Erbe baut und uf d'Mensche got, chunt z'früe oder z'spot. Beim Theilen wird es sehr genau genommen: wemme erlich theilt, so söll me d'Aesche im Ofeloch theile. Oft gibt es dabei bitteren Streit auch unter sonst eng Verbundenen: „Häst schu mit em talt?" frägt man darum den, der seine Freundschaft mit einem Anderen rühmt. Die Armuth wird häufig noch in altväterischer Weise als ein gottverordnetes Geschick mit Resignation, zuweilen selbst mit einer Art Humor hingenommen. „Ich bi ebe üsem Herrgott en arme Ma schuldig", sagte einst ein Osterfinger zum Referenten. D'Aermi ist kei Schand. Armueth ist zu viele Dinge guet. Em Arme stoht jedes Chleid a. „E hus-

arms Mannli" ist ein Familienvater, der mit Noth und Kummer die Seinigen durchbringt. Arme Lüt hend keini Verwandte. Der Arm mueß allthalbe dihinne stoh. Der Arm mueß in Sack oder Hor lo. Auch hier tritt das beliebte Deminutiv auf und zwar in freundlicher Weise. Die Leute reden etwa von ihrem „Armütli" und verstehen darunter ihre Habseligkeiten. Von einem armen Mann sagt man: S'is Sachli hät öppen amene chline Oertli Platz; oder: es armüetelet grüsli binem. — Von den Wohlhabenden erwartet das Volk ohne anders, daß sie für bedürftige Mitmenschen eine offene Hand haben. Den Geizigen haßt es. „En warme Rock und drunder unne e chalts Herz" ist ein schwerer Vorwurf gegen den kargen Reichen. Almose ge armet nit. E größer Almuse gits nit, als wenn der Arm im Bettler git. Was me zer vordere Thür us z'Almüse git, chunt zur hindere dopplet wider ine, oder wie der Walliser in seiner alterthümlichen Sprache es ausdrückt: Was mu den Armun zer Port us git, das chunt hufuschwis (= haufenweise) zun Pfeistrun um (= wiederum). Ein schönes Wort hörte ich jüngst aus dem Munde einer armen Frau: „Wa me a chline Chinde nnd alte Lüte thuet, da thuet me Gott". — Auf die sittlichen Gefahren der Armut deutet der Basellandschäftler Spruch: Wenn's Bürli armet, so schlechtet's.

Ich darf, so gern ich es Ihnen gönnte, nicht mit dem Wunsche schließen, das Anhören meines Referates möchte Ihnen so viel Vergnügen bereitet haben wie mir das Ausarbeiten desselben, weil das unbescheiden wäre. Hingegen kann ich nicht umhin, Ihnen zum Schluß meinen herzlichen Dank dafür auszusprechen, daß ich durch Sie veranlaßt worden bin, behufs dieses Vortrages mich mit dem schweizerischen Idiotikon eingehender zu beschäftigen. Ohne diese äußere Nöthigung

wäre ich kaum dazu gekommen und so wäre mir ein Genuß reich und edel, wie mir noch selten einer zu Theil geworden, noch für lange, vielleicht für immer versagt geblieben. Möge mein Vortrag Ihnen wenigstens den Eindruck gemacht haben, daß das Studium des Idiotikons sich in mehr als einem Betracht lohnt, und — abgesehen von dem sprachlichen, historischen und psychologischen Gewinn, den es in Fülle einträgt, — fürwahr eher eine Erholung als eine Arbeit genannt werden darf.